

Die schwarze Bachschlange kommt

Autor(en): **Meng, J. U.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 23

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-673104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedanken rastlos zwischen den beiden Polen: Vergeblichkeit und Zweck, um immer wieder von dem einen zu dem anderen zu wandern und eine Verbindung zu finden zwischen ihnen — eine Lösung, die die aufgeregten Fragen beruhigte. Aber ich konnte keine finden.

So viele, so unendlich viele Mühe! — und alle Mühe nur für ein Nächstes, ein Allernächstes: bei diesem Tiere für den warmen Schlummer einiger Stunden, bei diesen Menschen für die bunte und schillernde Freude eines kurzen Sommers, und wenn die Nacht und wenn der Sommer vorüber waren, war alles vorbei und alles wie vorher; und alles mußte von neuem begonnen werden und so das ganze Leben: immer nur für das Nächste, für das Allernächste, ein langes Mühen, das in keinem Verhältnis zu der kurzen Freude stand — Vergeblichkeit! —

Das Dunkel war nun wirklich gekommen. Überall erglänzten auf dem weiten Gefilde die Lichter, gedämpfter klang das Rauschen der Ferne und die Müdigkeit nahm Besitz von der Erde — alles ruhte, um in Freude sich zu erholen von der Arbeit oder dem Genuß dieses Tages: nur dieses Tier noch huschte und raschelte und mühte sich und kannte kein Aufhören, und rastete wie wild durch das Land und konnte doch schon so behaglich liegen, und wollte nur nicht, weil es das Arbeits-Fieber hatte . . .

Eine Ungeduld sondergleichen ergriff mich plötzlich, entstanden durch das lange, stille Sitzen auf demselben Flecke, und nun plötzlich erwacht. Sie richtete sich gegen dieses Tier, das nicht einsehen wollte, daß alles ein Ende haben mußte, auch diese zwecklose, vergebliche Arbeit, und das immer noch wie ein wahnsinnig gewordener Brummkreisel in dem Laube herumschoß, um irgend etwas zu tun, es schien jetzt selbst nicht zu wissen, was!

Aber nun war es genug. Ich rührte mich und nahm meinen Stoß in die Hand, saß wieder still und wartete noch einen Augenblick — und als zum dreihundertsten Male der dicke Kopf mit den glänzenden Augen an dem Rande

des Teiches erschien und auf den Haufen los-schießen wollte, duckte ich mich nieder, schlug mit dem Stoß in das aufrauschende Laub und schrie:

— Genug jetzt — genug! — Feierabend!

Die Ratte war verschwunden. —

Ich trat unter die lauten, staunenden und jubelnden Menschen. Ich wollte nichts sehen heute, aber um meinen Weg nach Hause zu finden, mußte ich durch die drängende Menge und unter den flackernden Lichtern durch.

Und während für einige Minuten das Leben um mich rauschte und lachte, erkannte ich den Zweck der Arbeit, der die Freude ist. — Denn kein lebendes Wesen hat irgend etwas umsonst und alles muß es sich erkaufen: das kleine Tier die warme Ruhe der kurzen Nacht mit stunden-langer Mühe, und der große Mensch die Freude eines kurzen Sommertages mit seinen Farben und seinen Wimpeln mit langer, langer Arbeit — jedes Lachen mit einem Seufzer und jedes Ruhen mit einer Ermüdung.

Ich hatte heute nichts gesehen hier und mich an nichts gefreut, weil ich nichts verdient hatte. Aber heute noch wollte ich arbeiten und morgen wollte ich dann wiederkommen und alles sehen und alles genießen, alles! . . .

Das war nicht die christliche Moral: „Im Schweiß deines Angesichts“ . . . und nicht die heidnische: „Carpe diem!“ — Es war ganz einfach eine Erkenntnis, wie sie ungerufen kommt, um uns das Leben erträglicher zu machen, und uns hinwegzutäuschen über den allzu gleich-mäßigen Schlag der Stunden, der uns in Wahnsinn tötet, wenn wir nichts tun, als ihn verfolgen.

Eine miserable Ratte hatte mich wieder an sie erinnert.

*

Und heute, wo ein langer Sommer voll Arbeit und voll Freude hinter mir lag, wo alle Schönheiten dieser Stätte versunken waren in einem großen Haufen von Trümmern und Zerfall, wartete ich auf das Tier, das nicht kam, wie man wartet auf einen alten und guten Freund, um ihm zu danken.

Die schwarze Bachschlange kommt.

Von J. H. Meng.

Seit mehr als einer Woche brannte die Julisonne unbarmherzig über dem Rheintal. Halbdürr und lahm standen Gras und Kraut auf den ausgetrockneten Feldern. Der so notwendige

Regen wollte nicht kommen, wenn auch täglich schwarze Gewitterwolken überm Oberland sich ballten. Bevor sie den Calanda erreichten, waren sie entleert oder aufgelöst. Wenn das er-

frischende Raß noch länger ausblieb, waren die Ernten gefährdet.

Eines Tages, es ist in den späten Nachmittagsstunden, sacken sich überm Dreibündnerstein, überm Joch und Gürgaletsch schwere unheilverkündende Wolkenmassen zusammen. Überm Tal liegt eine drückende Föhnhitze, in den Höhen tobt der Sturm und spielt mit dem Gewölk Fußball. Riesige, pechschwarze Wolkenschiffe wirft der ungestüme Gefelle übers Plesfural dem stotzigen Montalin an die Brust. Im Nu ist sein Haupt verhüllt, und das Hochgewitter bricht mit elementarer Gewalt über den zerklüfteten, faulen Felsmassen los. Grelle Blicke durchzucken die blauschwarzen Wolkenleiber, daß sie für Augenblicke schwefelgelb aufleuchten. Die Donnerschläge scheinen einander zu jagen und widerhallen in endlosem Rollen, als ob sie die schlummernden Geister des Scaläratobels unter sich zu vorzeitigem Spuk wecken wollten.

Ein eigenartiges Brausen und Rauschen trägt der fallende Sturmwind von den Höhen herunter. Es hagelt!

Erschreckt stehen die Dorfbewohner vor den Häusern und verfolgen mit Bangen das eigenartige Gewitter. Was wird ihnen die nächste Stunde, den zwischen Wildbächen eingeschlossenen bringen? Kein Tropfen Regen fällt im Tal. Wohl eine Viertelstunde, eine schrecklich lange Zeit, wenn's hagelt, wüten die Elemente um den Berg und in seinen Schluchten, dann scheint sich das Gewölk zu heben. Ein gießender Regen löst den Hagel ab, gleichsam als wollte er den Eispanzer, den dieser bildet, niederspülen in die Töbel und Schründen.

Eilenden Schrittes erscheint der Wuhrmeister beim Gemeindefchopf. Jammernd ruft das Glöcklein im schwankenden hölzernen Turm um Hilfe. In den Gassen sammeln sich Männer und Jünglinge mit Haken, Hauen, Pickeln und Schaufeln bewehrt. Ohne langes Fragen wohin, eilt jung und alt hinaus an den drohenden Wildbach, an die Rufe. Schon ertönt aus dem finstern Scaläratobel ein dumpfes Rollen, Poltern und Krachen. Immer näher und lauter dröhnt der unheilverkündende Lärm. Und da wälzt sich über das weißgraue Gestein des trockenen Rüfebettes ein schwarzes Ungeheuer, wie eine sagenhafte Riesenschlange, daher. Born

ragt hoch ein dicker, häßlicher Kopf. Er ist gespickt mit riesigen Steinblöcken, Baumstämmen, Strünken und Buschwerk. Die Luft erzittert und ist erfüllt von einem feuchten, stickigen Modergeruch. Wie in einem riesigen Brechwerk werden die Massen durcheinander gerührt und geworfen. Im Leib des Ungeheuers dröhnt und kracht es. Steinbrocken und Holzstücke werden in hohen Bogen herausgeschleudert. Es ist ungemütlich auf dem steinernen Uferwehr zu stehen. Mit riesigem Druck, von den nachfließenden Massen gedrängt, wirft sich der unförmliche Kopf des Schuttstroms gegen das hohe steinerne Wuhr und prallt, von diesem siegreich zurückgeworfen, auf die gegenüberliegende Seite.

Weiter unten führt die Landstraße auf neuer Holzbrücke über den zum Kanal geschlossenen Bachlauf hinweg. Ob die Öffnung mit der 3 auf 4 Meter breiten Lichtweite genügen wird, den Strom durchzulassen? Alles rennt dem Übergang zu, um im schlimmsten Falle die Balken und Bretter wegzureißen und der Rufe dadurch den Durchgang frei zu machen. Schon stecken die Sapine und Bundhaken im Holz. Doch die krachenden, wälzenden Massen zwingen sich durch. Zwar spricht es bedenklich über die Brücke hinweg, und die Steinblöcke freischießen, wenn sie mit ihren Kanten die eisernen Querbalken streifen. Wenige Minuten nur währt der erbitterte Kampf der Rufe mit menschlichem Werk und menschlicher Kraft, dann nimmt das Gewoge ab. Die nachdrängende, flüssigere Masse findet hindernislos ihren Weg. Dann ist der Murgang vorbei. Weiter unten aber bei den Eisenbahnbrücken dröhnt es noch einmal lauter aus dem unter dem Gewölbe sich durchringenden, brodelnden Rüfeschlangeleib. Dann wirft sich das Ungeheuer, wütend mit letzter Kraftanstrengung, dem ruhig fließenden Rhein in die Flanke, staut seine Wasser zurück und bohrt die schwarzen Geschiebemassen wie einen riesigen Speer dem Strom in die Seite.

Und wie die Mannschaft endlich Zeit findet, aufzublicken, steht der Montalin, aus dessen Krachen der Murgang heraustrat, in goldenem Abendlicht, schaut freundlich und friedlich nieder auf das dämmernde Tal und seine Bewohner.